

Herbst.

Von
Werner Schumann.

(Nachdruck verboten.)

Im Garten schlingt der Wind und Braun
in müder Gleichgültigkeit verweilt.
Die kleine Amsel trillert kaum,
ein Lor schlägt zu. Ein Vieh entflieht.

Die Winde werden rätselreicher,
lang, ohne einen Sinn in die Stunde.
Ein Krieb kriecht fremd, ein Regenweiser.
Ein Reh horcht angstvoll in die Runde.

Die Höhe kriecht fern und nah!
So herbstlich einsam, du weh —
zu hoch ist, doch schon niedriger,
daß ich in die Luft untergeh.

Fahrendes Volk.

Von
August Kinsky.

(Nachdruck verboten.)

Lie Mittagsjonne dreht herunter vom wolkenlosen Himmel auf die Landstraße. Die hochstämmigen Pappeln werfen nur wenig Schatten. Reizlos flach dehnt sich die Landschaft, nur die spärlichen Ähren der Ähren dreier Dörfer, einige Wäldchen und am Horizont ein niedriger Hügelzug sind sichtbar. Ein müder Gaul zieht einen kleinen Wägenwagen, der in allen Fugen ächzt. Ein alter Gängel, der wegen seines deckelartigen Hinterrades nicht leicht lenken kann, lenkt das Pferd vom Aufschub aus. Die, die fette Amsel, die noch vor sechs Wochen Kellnerin war in einem alldinglich besetzten Lokal in Mühlhausen im Elsaß, hat die dreizehnjährige Tochter Gangelns an der Hand. Sie ist die Braut des Direktors, bejagt die Städte und ist abends, wenn gespielt wird, an der Rasche geschminkt in demselben Kostüm, mit welchem schon die vor Jahren verstorbenen Frau Gangelns die Genoveva gespielt hatte. Sie spielt auch die Genoveva, spricht aber dabei heidnisch, was ihr äußerlich sonderbar ausnimmt. Auf die Tochter des Direktors ist sie eifersüchtig, denn sie ist ein verurteiltes schändliches Mädchen, die Rosa. Und darum hieß sie das schöne Haar des Mädchens zu einem Rattenkäse von Kopf zusammen, der gerade in die Höhe steht. Im Sattel des Wagens schlenbert, die selbstgedrehte Zigarette im Mund, Kermesin, der „Vollschaulpieler“, wie er sich nennt. Es ist ein Mann in den vierzigern mit matten, grauen Augen und einem wehmütigen Zug um die Nase. Der Anzug ist deßhalb, die Schuhe sind zerklüftet, das borstige Haupt ziert eine schmerzliche Wunde. Er geht seit langem nichts mehr auf sein Aushäuser. Weil vom Wagen ab im Felde kriecht, Kermesin durch die Weizenkopfen. Das ist ein sechsundachtzigjähriger Bursche, der sich auf irgend einem Jahrmarkt, von der Wehrlin fortgelaufen, Gengel angegeschlossen hat. Er hilft den Diener, den Zerkel und bergischen Rollen. Er und Rosa verstehen es am besten, so gehen Abend in die Gärten zu plündern, Tomaten und Gurken zu holen. Und wenn Rosa sich nicht mehr beim Krämer zu pumpen magt, Kermesin geht erst noch einmal hin. Darum haben sie alle Angst, daß er fortläuft. Unter dem Wagen, dort wo die Dekorationsverand steht, liegt der Bruder Gangelns und schlüpf schon seit dreizehn Stunden. Er hat wieder einmal

seinen Quartal. Ist sonst ein guter Komiker, der es versteht, die Leute zum Lachen zu bringen. Wenn er nüchtern ist, dann hält er viel auf sich. Ein Fläschchen mit Pomade hat er stets bei der Hand und er liebt es, mit einem schneeweißen Hemde zu paratieren. Schorich ist zehn Jahre jünger als sein Bruder, aber doch auch schon in den fünfzigern. Wenn seine Zeit kommt, dann geht er auf die Landstraße, schaufelt den Chausseebau zusammen, packt ihn kauderwelsch in Säcken und verläuft ihn an die Bäuerinnen als Futtermittel. Oder er kauft seinen Bruder die Schuhe, eine neue Schürze, Kermesin seinen letzten Stehregen oder Rosa's Haarband, verkauft die Sachen und legt das Geld in Fülle an.

Mittagsjonne. Anrede bleibt der Wagen stehen. Gangel klettert vom Aufschub und reißt sich die lahmgewordenen Glieder. Rosa springt in den Wagen, wo auf dem Dien ein großer Topf mit weißen Bohnen steht. Die Bohnen sind unterwegs gar geworden. „Wissen!“ brüllt Rosa übers Feld und im Trab kommt Kermesin angerannt. Gangel, seinen neuen Kopf tragend, guckt sich auf die Bohnen auf seinem Felde. Kein Fiedel! Kermesin stellt sich mit einem Kopf abwärts. Er hat noch ein Stück Bierdewert in der Tasche, an der er ein Glas hat. Rosa, der alte Gangel und Rosa sitzen zusammen an dem kleinen Tisch im Wagen. Und gerade will Rosa ihrem Herrn verschoben ein Stückchen Speck zuziehen — damit es das Personal nicht sieht — da klettert Kermesin in den Wagen, der mit seiner Portion schon fertig ist. Als Weltmann tut er, als ob er nichts gesehen hätte, aber ärgert tut es den Schauern doch, daß der Direktor Seimlichkeiten vor seinen Beuten hat.

„Ist er was?“ ruert Gangel und zeigt mit dem Daumen nach unten. „Das Schwein schläft noch!“ leitet Rosa. Ein furchbarer Blick aus den unheimlichen Augen des Alten trifft ihn und sie erwidert und bucht sich, denn dann ist der Hieb nicht mehr.

„Schwein?“ rief er sie an. „Es ist mein Bruder! Schwein!“

Rosa ist schamhaft und liegt in einem Heft, in dem ihre Rolle steht. Er hat in der „Königin von Sibirien“ als Engel ein langes Gedicht anzufragen, das ihr wie und immer in den Kopf will. Und es ist doch der Stolz des Volks-theaters Direction Gangel, daß es ohne Schmeichelei spielt.

Nach dem Essen kriecht Gangel die Treppe aus dem Wagen hinunter. Er hebt einen Zappen hoch und wirft einen Blick auf seinen Bruder, der mit geducktem Gesicht auf den Brettern sitzt und schlüpf. Rosa zankt sich mit Rosa, die die Teller nicht abwischen will, Kermesin hat sich unter einer Pappel ins Gras gemauert und schlüpf. Kermesin wuschelt sich an ein paar armenhafte Zwickelkämme heran, die weit drängen im Felde stehen. Der Gaul hat einen Arm voll Heu vor sich liegen. Aber er ist zu müde zum Sprechen.

Gangel verachtet nicht die kalten Arme über der Brust. Bekümmert sucht die Arge den Horizont ab. Dort liegt Wämeling, sonst ein gutes Vieh, aber er war erli vor vier Wochen da, dort brühen, das ist Hochheim, der er will sich nichts wissen von ihm. Dann kommt Marzab, schlechtes Geschäft. Und heute Abend nicht in Wämeling geschäft. Das Netz war immer gut. Aufzugs Wolf, die Geld sitzen lassen. Wenn nur Schorich nicht betrunken wäre. Aber so wird der erste Abend verbrachten sein. Wämeling guckt sein Bild über Kermesin hinüber nach Rosa, die sich noch immer mit Rosa zankt. Er geht an den Wagen, steigt die Treppe an. Da hängt die Trommel und die einzige Tompe, da hängt in die lumpigen Kostüme, ein ganz rotes Säbel band. Als er stand, er, seine Beute, die Sachen, der ganze Wagen, und er selbst und sein Bruder. Draußen, weit in der Ferne, sieht ein Aufzug zur Stadt. Drei, vier, sechs Wagen sieht Gangel mit brendenden Augen: „Julus Henry, Julius Henry, Julius Henry“ steht in großen

Buchstaben auf den Güterwagen. Marzab reißt Gangel kein Pferd hoch. Ein wichtiger Schlag mit der Peitsche, und unbekümmert um die zurückbleibenden Karren der Wagen dahin.

Die Unermüdllichkeit der Kreatur.

Von
Zola Rankau.

(Nachdruck verboten.)

Wenn der Mensch müde geworden ist, entsinkt er sich der Urformen seines Daseins. Auf einer Wiese landet er zwischen liegenden Blumen und Rasern. Seine Hände liegen entspannt und trägt an den Hüften. Durch ihre Haut scheint die Sonne nicht durch die dicken Rappen der Blätter, sie strahlen und streifen sich in pflanzenhaftem Glanz. Der ganze Körper laugt sich mit Sonne voll, die Augen werden sich, große Poren, durch die das Licht in das Blut hineinstürzt. Und der Erhöhte ist gläubig eingeschoben in den Dämmerzustand, in dem Pflanze und Tier zwar zu ruhen können, eingestiegen selbst in ihre Wachheit wie in den großen Schlaf.

Aber dieser Trost enthält sich als Täuschung. Diese Besinnung verfehlt vor dem neuen Geheimnis, der Unermüdllichkeit der Kreatur. Nach kurzem Schlaf sind Pflanze und Tier in einer unaufhörlichen Welt des Lebens gespannt. Sie werden nicht müde, sich unendlich zu wiederholen, in den gleichen Spiralen ihrer Blüten, in demselben Gang ihrer Glieder die Züge des eignen Lebens vollkommen zu zeichnen. Wenn sie einmal ihre Kraft treiben lassen, leben sie rajolier als der Fäulnis, ohne Pause, ohne Abwehrungen. Die Ausbauer und die grenzenlose Geduld ihrer Arbeiten bekämpfen den erschöpften Menschen.

Da kriecht an seinem pfeilerischen Finger ein Insekt empor. Vor dem nächsten Finger schwebt der Finger wie ein Baum im Gerittertum und schüttelt es grauam ab. Aber immer wieder verfehlt das Geschöpf mit rauer Hartnäckigkeit denselben drohenden Weg, um den Wipfel des nächsten Grassalms zu erlimmen. Und auch die Grassalms ist vor dem ungeheuren Willen geschäftig. Wievieler unstillbarer Bewegungen bedürfte es wohl, um so gerade, mit seinem spitzen grünen Kolben die Luft zu durchstoßen!

Der ruhende Mensch im Grate erschrickt vor dem Barm des Lebens, in dem er sich schlafen legte. Die Wiese ist ein gewaltiges Arsenal. Das Symphonium um ihn wie ein dem menschlichen Bewußtsein der Arbeit. Und wie anders ist ihm im plötzlichen der unbillige Artiller der Erde über seinem Kopf. Nur keine Töne sind in die Brust des Vogels hineingetan. Mit dem vollen Atem seines Körpers löst er sie wie aus sich heraus und beginnt zugleich mit unermüdlicher Kraft. Immer denselben Töne, die ruhende keine Rette der Melodie, die gleichen Ertrag läßt er fallen und steigen in größeren Augen. Sein Gesang wird ewig und steht still in der Luft. Wo nagen der Mensch jemals eine solche Gemalt der Freude, die nicht erwidert? In seine Luft nicht kurz und lässig, kann er das geliebte Gefühl nur zwei Atemzüge auf demselben höchsten namlosen Tone erhalten?

Hinter den grünen Schilfern der Wiese bricht überall das Leben in Entsetzen aus. Aber es ist eine Entzwei, die seltsamweise dauert, eine Selbstschmerz, die nicht unterbrochen wird, eine Trunkenheit der Freude und des Schmerzes, die sich nicht erschrickt.

Freudenbu schreit eine Jüge, der das Damm geräunt wurde. Tag und Nacht verkehrt nur dieser grouenhafte Laut den stehenden Teid des Tieres. Ein Schrei, der maget geworden ist und schlägt in seiner Verlassenheit, aber nicht aufdrückt

Geschmückt mit Selbstzweck bunten Bänder ...

Roman von
Fred Hellins.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungsroman“, Leipzig.)

21. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)
Frau Raab stand morgens früh auf. Stets. Alte Leute nicht um viere der Schlaf. Und: „Morgensjunde hat Gold im Munde“ — das war ihr Spruch.
Eine große weiße Haube — unter der die spitze Nase nach — auf dem Haar — eine alte geistliche Merinofaschjade über dem dünnen Kumpf — so wuschelte sie umher.
Mit den hiden, lautoser Fitzpantinen suchte sie wie ein Gepan.
Sie öffnete den Flur. Ueber die Treppen breitete sich dickerer Schein. Ein Regentag brach an.
Frau Raab suchte im Korridor. Mit Beien und Staubtuch. Hier — da. Ein gelbes, helles Lichtstrahlchen kreuzte ihr die Hand. Sie prüfte nach.
Weiß Gott... im Wohnzimmer bei „Oberleitnants“ orantente schon Licht. S. da...
Im... Frau Raab schüttelte den Kopf. Beendete ihr Wert. Sie trank ihren Kaffee. Der Himmel klarte auf. Es wurde acht.
Der Brieftäger kam.
Post... Herr Oberleitnant, 's is Post!
Frau Raab klopfte noch einmal. Ihr wurde angst. Nicht drinnen — aber kein Laut.
„Na nu...“
Sie klinkte vorzüglich die Tür. Die ging auf. Und Frau Raab sah ihr Herz...
„Barmherziger Himmel — nun h'ist!“
Was nun kam, wußte sich in hüschender, bebender Hast. In trampfender Angst. Und doch — dank eines glücklichen Sterns — mit einem Rest von Vernunft.
„Freileitnants — mein Gott.“
Die rührte kein Mittelst aus totenhulidigem Schlaf.
Frau Raab sah die Fußbodenfüße — sah das Glas. Sie wußte genug.

„Herr Oberleitnant...“ Die Schlafstubeentür gab nicht nach. Sie war verschlossen. Also auch dort...? Selbstmord...? Tod...?
Der Kalbin Herzogen schrie. Es jammerte... Pöligel? Die Schande — die Schande. Und das Hindernis widerlegte: Nein — noch nicht. Erst der Arzt.
Das Hindernis hielt hand.
Mit bebender Hand schlug Frau Raab ein Tuch um den Kopf. Rannte zum Arzt.
Mit dem Sanitätsarzt Wentzler führte sie heim.
Und als der alte Herr die Schandjende sah, nickte er mit dem Kopf. „Aha.“
Er sah ein Stück der Papierhüllen noch. Rechte daran. Noch. Schmeckte am Glas. Er beirerte Ute die Brust. Prüfte das Herz. Fühlte den Puls.
„Am...“
„Und wo ist der andere? Der Herr...?“
„Der Herr Oberleitnant ist dort. Er hat sich eingeschlossen. Und...“
Der Sanitätsarzt klinkte die Tür. Er klopfte mit der Faust. Rührte mit dem Fuß. „Sch... Herr Oberleitnant. Machen Sie mal auf.“
Erinnen rührte ein Bett. Wälzte sich ein Mensch. Und dann klang ein müdes, gequältes: „Naa... Was...?“
„Aufmachen, bitte! Hier ist der Arzt.“
Wälzen... Wälzen... Dann schließender Schritt. Der Schlüssel drachte im Schlüssel. Mit hektisch geräuschten Baden... mit flackerndem Blick hand Kurt in der Tür.
„Kommen Sie — ich bring Sie ins Bett.“ Wie ein guter, hilfsbereiter Freund nahm der alte Wentscher Kurt unter den Arm. „So, nun lassen Sie mal sehn.“
Er maß die Temperatur. Fühlte den Puls. Beklopfte Lunge und Brust. Dann setzte er sich behäbig und breit zu Kurt.
„Mein lieber, junger Freund... eine tüchtige Grippe haben wir uns geholt. Und mit scheint, auch unsere Kerden haben einen ordentlichen Anar. Waren Sie an der Front?“

Kurt nickte: „Ja.“
„Verwundet?“
„Nein Mal... Verschlüht auch.“
„Sehen Sie, das wirkt nach. Nun brauchen Sie B'lg — Ruhe.“ Er sah Kurt jetzt an. „Mein lieber Herr Oberleitnant — seien Sie einmal hübsch energisch und stark. Am... Die Person dort drüben nehme ich Ihnen vorläufig fort. Sie macht hier nur hysterische Dummheiten. Verleihen Sie? Das geht nicht an. Ich schaffe sie für die nächsten Tage in das Krankenhaus. Dann werden wir weiter sehn.“
„Aber... Was ist denn los?“
„Nichts, mein lieber Herr. Nichts...“ Der alte Wentscher tätschelte beruhigend an Kurts Arm. „Bei hysterischen Frauenzimmern in alter Wis. Sie hat da 'n paar Fußkrachen geschluckt. Nun schlüpf sie heute lange. Und wird sich den Magen verdröben haben. In ein paar Tagen ist sie wieder auf Tod.“
In der Türpalle erschien das alte gute Dutschegeischt der Frau Raab. Ihr Augen glänzten in Tränen und Angst. Das jorgeneville Herz ägelte jetzt nicht mehr den Mund.
„Herr Sanitätsarzt — is es denn schlimmer?“
Der alte Herr schob die Brille nach seiner Art über die Stirn. Er wendete den Kopf. Und fuhrte zu der Raab: „Na, alte Dame, dann komm'n Sie man rein. Sie tun uns hier doch wohl not. Soll'n mir den Herrn Oberleitnant vorläufig plügen. Bis — — Ja.“ Der alte Wentscher klinkte sich den Bart. Er überlegte... „Mein treuer Herr, wissen Sie was? Am besten ist es schon, Sie kommen jetzt in eine recht sorgsame Hand. Wenn Sie sich mal für einige Zeit Ihr Mütterchen herbei verziehen lassen könnten, das wäre in unserem Falle wunderbar.“
„Es war heute ein schlimmer Tag. Frau Raab fand sich aus der Sorge nicht mehr heraus.“
Vor das Wentschers Geheer fuhr ein Krankenzimmer nach das Haus. Holte Ute ab. Reuegierige sperrten Augen und Raab.

Dann wieder reißend, zerschneidend, mit bitteren Zähnen gräßt sich dieser Mutterkorn in das Gedächtnis. Kein Geruch eines lächelnden Kindes kann ihn erlösen, es gibt keine Erquickung in dieser jährlüchlichen Qual. Wo ist der Mensch, der die Kraft hat, einen Schmerz so lange auszubalten wie die Kreatur, der sich nicht häuer flüchtet in tausend Verleiden des Trostes?

Das Stiefgeschick des ruhelosen Mannes auf der Wiese gerührt. „Wie süßen und tränen uns das heissende Wasser, wie schmerzen nicht mehr die reine weiße Empfindung der Erde, wie süßen fallen trunken, wie erwidern so leicht im Gefühl, wie wunderbar seine Antingenen der Freude! Wie sind wir trägt in unserem atemlosen Fleiß.“

Er erhebt sich von seiner Kiste, und über ihm zerpflücht der mächtige Himmel des Mittags.

Der Vorgarten.

Von
Kurt Hillig.

(Nachdruck verboten.)

Ich wohne in einer ruhigen, besseren Vorstadtstraße und bin glücklicher Rungler einer 1,75 Meter tiefen und 7,50 Meter breiten Vorgartens. Unser Haus ist natürlich vier Stock hoch. Das bedeutet ich sehr, denn bei acht Stockwerken hätte ich das doppelte Vergnügen. Aber der Mensch soll nicht unruhig sein. Und unvollkommen ist nun einmal die Welt.

In mehrerer Hinsicht ist jedenfalls die Trockenheit der Regenzeit für mich vorzuziehen, weil man als glücklicher Besitzer eines Hausvorgartens bei der sommerlichen Wärme die Gartentiere offen stehen lassen kann, in der Gartentunde Kaffee zu trinken in der Ruhe ist und dieselbe andere hübsche und angenehme Dinge mehr. Doch auch die kühlen Hausmitbewohner haben bei dem trockenen Wetter einen nicht geringen Einfluß auf mein Wohlbefinden. Es wird mir von den sieben Menschen Freude über Freude an regnerischen Tagen bereitet. Und so ist es denn meiner bescheidenen Bemühung vergönnt, durch die Güte der übrigen Hausmitbewohner in meinem Vorgarten ein Rastplatzmuseum zu eröffnen.

Wie gesagt, die ungenügenden, lieben Hausmitbewohner verhalten sich hierzu. Die lieben Menschen waren eifrig und tatkräftig bemüht, die Tages- und Nachtstunden, an denen ein Offenstehen der Fenster gebotlicher Pflicht war, auszunutzen, und mir Erdgeschossehörer von oben herab vielerlei und mancherlei zu senden, und so ja Umbedingung in mein möglichsweise alle Kunstschätze hinein zu bringen.

Von den herrlichen Dingen, die mir als Geschenk der oberen Regionen wurden, herrschen vor: Ökonomie jeder Art, Eisenhölzchen in süßigenhüben Mannigfaltigkeit, Zigarettenhölzchen diverser Größe, Güte und Bestand, Eisenhölzchen der verschiedensten Vertreter der gelebten Welt und Papierreste. Diese letztgenannte Art sollte ich jedoch aus ästhetischen Gründen nicht mit aus, sondern sammelte sie geordnet. Auf diese Weise bin ich in unangenehm kurzer Zeit glücklicher Besitzer von mehr als einem Zentner Altpapier geworden.

Alle gute und vollkommene Gabe kommt mit recht von oben. So ist es denn weiter nicht verwunderlich, daß es bei den oben angeführten, im Grunde immerhin profanen Dingen nicht sein Bewenden haben konnte, und so gibt es als Sammelobjekte noch eine Menge anderer herrlicher Dinge: Ausgerollte Schiffe, Papiertrugruinen, prächtige, auslesene Harry Biel Romanheften, dito Harry Hill und Bella Pointi als Vertreter der neuesten Literatur, Anspieße aller Art und Größe, Korrespondenzen mit verschiedenster Veranlassung, — kurzum Dinge, die es sich selbst bei der sommerlichen Hitze kaum hätten träumen lassen, den Weg durchs Fenster in die grauliche Tiefe zu nehmen.

Wie herrlich, einen Vorgarten zu besitzen!

Wie bebauer ich es, daß unser Haus nur vier Stockwerke hat! Und wie schade, daß der Garten so winzig ist. Ich fürchte, daß er die zu erwartende Menge von Besuchern nicht fassen wird. Ich erwäge darum allen Ernstes den Plan, den größten Saal der Stadt für meine Ausstellung zu mieten. Garke Woden warde ich inbesonnen noch im Interesse der Vollständigkeit meiner Sammlung. Es fehlen noch Dinge, wie: Kaffee-Ausgaben, Regulatoren, Lampen, Fahrstöße,

Man denke die arme Frau Raab... Die Schande und Scham... Der Kaffee... Die gute Dame froh stimmlich in sich hinein. Sie weinte vor Gram. Wagte sich kaum aus der Tür.

Und doch gab es zu sorgen — zu tun. Drinnen im Krankenzimmer froh die Fieberkurve empor. Grippe — Lungenpest — Tod... man konnte diese Entwicklungsfala ja von oben genug. Frau Raab traupte sich das gute Herr Gerlach... Herrsch... auch noch das? Gult-beharr! — Sie pflegte und hegte Kurt, so viel es in ihrer Kraft. Wer sie meinte nun doch: der Sanitätsrat habe recht. Ein Mütterchen gehöre hierher. Ueberhaupt... und so...

Denn diese Brautenschafe... man sah da nicht klar.

Sie hatte Kurt mittags die Tropfen eingegeben. Der Kranke legte sich gequält zurück. „Möchten Sie nicht Ihr Frau Madamen hier haben, translier Herr Oberleutnant?“ bat sie ihn da.

Und als er die heißen Augen schloß und milde nicht, setzte sie sich unverzüglich an den Schreibtisch im Wohnzimmer. Schrieb mit zitteriger, kräftiger Hand:

Wohlgeliebte gnädige Frau!

Ihr Herr Sohn hat sich mit einmal die Grippe zugezogen und liegt nun ins Bett. Ich pflege ihn zwar zurecht aber Mutter ist Mutter und ich hab auch nicht immer so Zeit. Vielleicht freuen Sie auf ein paar Tage früher und den Herrchen Sohn Besuchen Das wäre sehr schön. Wenns man auch vorläufig nur Fieber ist jene Grippe ist nicht zu trauen und er würde sich doch all sehr freuen. Ich grüße ihnen herzlich als ihre Mutter.

Frau Anna verwitwete Raab

(die Wittin des Herrn Sohn).

Die alte, biedere Seele fand dieses Glabarat wunderbar. Und — wie ja manchmal im Leben böse Taten — so fand auch hier Frau Raab's Reue ihre Lohn. Dank gewissenhafter Prüfung, der sie ihrer Mieter Wohnung eingänge unterzog, wußte sie Mutter's Ansicht und

Spiegel, Teppiche, die bis jetzt den Weg zu mir nicht fanden. Ich hoffe aber zuverlässig, daß auch sie in Wäbe meinen Borgarten sieren werden.

Dann öffnete ich meine Ausstellungen!

Die Verkrachten.

Von
Gans Alfred Mühs.

(Nachdruck verboten.)

Einig versunken ist das Verkrachten-Zeitalter. Die Zeit, da man Langsams, da Akademiker in Motorbooten herumtaumelt und herben Schampuswein trinkt, da Berlin kein verkrachtetes Radfahren hatte. Es war das Berlin der Weidknappheit, des Lieberlustes an Importware, des Grundrührwunders und der Paquintolletten, der silbollen Aufmachung und der zehntausend G. m. d. S. 's, unter denen die Konkurrenten einander bis aufs Messer bekämpften. — Die nach jahrelangem Exil Zurückgekehrten fanden an der Spree ein großes Eigenverlager, ein flüsteres, heruntergekommenes Berlin.

Ein Unterschied ist auffällig: Man sah damals in Kaffeehäusern, in der Friedrichsstadt und auch hier und da in Pensionen und Privatgärten gewisse Leute, die man heimlich oder offen als verkrachtete Exzentriker bezeichnete. Es gab von kaum merklicher Anständigkeit und Unartigkeit bis zum hochmütigen bis-avis die verschiedensten Abstufungen der Verkrachtetheit. Es gab verkrachtete Studenten, Künstler, Schriftsteller, die es zu nichts gebracht hatten und auf Wund lebten. Es gab endlich Geisteslosen, die vor den Nachtstolzen zum Definieren von Droschingschlüssen und ähnlichen Verkrachtungen bereitstanden.

Heute gibt es — merkwürdig — in Berlin keine verkrachtete Exzentriker mehr. Heute ist das ganze Volk verkracht. Es war der Begriff „Verkrachtsein“ nämlich nur ein Gesichtspunkt der Sphärischheit. Ein Ausdruck der Unzufriedenheit, Selbstbeleidigung, Satirieren für eine fremde Menschenseite, die mit Vorzicht anzusehen ist. Heute haben sich die also Verkrachteten, wie ein krautloß zurreißender Volksandrang es bezeichnet, „geübt und gemacht“. Sie tätigen Kleingeschäfte, sie leiten Filialgeschäften, Wettkampfen und Spielplätze, sie gründen Radfahrvereine, Spandebnellen und neue Kunstvereine. Sie spreiten aus geleistete Kavaliere einher und bilden eine Herde der neuen Gesellschaft.

Dagegen lind heut kein verkracht, denen es damals gut gegangen war. Ehemalige Rentner und Hausbesitzer, benützt gewesene kleine alte Damen, müdige Revolutionskrieger heute schuldlos in Reichthümern, als ob sie verkracht wären. Nicht mehr drückt ihr Vorkommen anständig die hohe Vergütung darüber aus, daß kein Inhaber der ersten Steuerklasse angehört. Sie wollen von Steuern nichts mehr hören, nein, sie wollen es durchaus nicht. Statt auf den glänzenden Gesellschaften von einst fuhren sie sich in trübseligen Konventikeln zusammen, in denen sie bei Tee und Marmeladestücken auf die vergangene Zeit zurückblicken.

Ja, die Verkrachteten und Enttäuschten von ehemals haben sich fürchtbar gerächt. Die Rollen sind vertauscht. Jetzt sind sie es, die oben schwimmen, und die gerechten Pflichtenmenschen müssen nicht, woher sie die fünf Marx für Gummiabfälle nehmen sollen.

Darin liegt die Tragik der Unständigkeit, und die Hoffnungslosigkeit aller Moralpädagogik.

Literatur.

Prof. Trumpp's „Sänglingspflege“ ist weit bekannt und ist Tausenden von jungen Müttern der nie verlassende Ratgeber gewesen. Zu diesem Wert Buch das jetzt vorliegende die Fortsetzung und notwendige Ergänzung. Es behandelt das Spielalter des Kindes, also die für das spätere Lebensalter ungenügende wichtige Zeit vom zweiten Lebensjahre bis zum Eintritt in die Schule. Auf alle Fragen, die an die Mutter und Erziehlerin herantreten, gibt das Wert des weit bekannten Kinderarztes erschöpfende Auskunft. Es behandelt die Wachstumsperiode, die Ernährung, die Pflege der einzelnen Körperteile bis zur Reifezeit herab, die Zahnwunde, die Reinigung, die Abkühlung, Schlafstörungen, die Kinderkrämpfe und zum Schluß

Stand. Der Abwendung dieses „wunderlichen“ Brieves stand all nichts mehr im Wege.

Er bezeichnete bald danach den vorbedachten Beginn seines Weges beim Fall in den Briefkasten der nächsten Straßenecke durch ein hörbares Pflopfen.

Na — das war was...!

Muttchen hatte — schweren Herzens — ihre Koffer dem Gepäckträger übergeben. Und der lief nun fort. Staht die Sachen wohl gar. In dieser herrlichen Zeit trau — ichau — wem.

Wußte Lieschen die Nummer?

„Nein...“

„Aber Kind...!“

Muttchen schob und drängte sich durch die Menge, die den Königsberger Hofbahnhof belebte, als gäbe es die Rettung ihres gestohlenen Kindes. Das liebe, alte Gesichtchen war hochrot.

„Ei — wenn sie den Mann nun nicht fand...!“

Aber der wartete schon am Portal.

Gottlob... Muttchen verschwendete in Trinkschmerz keine Werts. Sie rechnete da noch immer nach dem alten Kurs. Heute aber gab sie in ihrer Herzensfreude dem Gepäckträger 50 Pfennige mehr.

Lieschen hatte eine Droschke bei der Hand. Aber Muttchen sieg noch nicht ein. Sie fragte erst umständlich nach dem Preis. „R 1“ der Mittelschichten Holzweienstraße, Aufscherehen, für uns zwei? Mit Gepäck? — Doch der Kutsher — ein alter, bis zu dem Hals verumtelter Herr — sah sie kaum an. Er wies mit dem schüchternen Namen hinter sich nach der Uhr. „Tage, Wabanden.“ Und Lieschen folgte Muttchen einfach bei der schüchternen Hüfte. Esob sie in die Tür.

„Erst Hotel Continental, Dort halten. Dann Mittelschichten Holzweienstraße“, befahl sie zum Bot.

Und sie ratterten los.

Na — man sieht: Muttchen war auf Reisen kein Held. So recht nach der guten altnährlichen Art. Zwei

die häufigsten Kinderkrankheiten und die gebräuchlichsten Pflegemaßnahmen. Das Buch ist in allen feinen Zellen so recht dem Bedürfnis der sorgenden Mutter angepaßt. Ist ungewöhnlich reich an Erfahrungen und ist dem Maße begeben, der besten Wert als praktischer Ratgeber noch bedeutend erhöht. Allen Müttern und Erziehern sei das hübsch ausgestattete Buch empfohlen.

Die Bücher der Volkshochschule. Eine Sammlung gemeinveränderlicher Darstellungen aus allen Wissensgebieten. Herausgegeben von Wilhelm Meißner, Oberregierungsrat Dr. Richard Reimert, Ministerialdirektor im Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin. Bd. 20—25. (Verlag von Verlagsges. A. Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

Bd. 20, „Sonarbo da Vinci“ von Erich Haring bildet ein Seitenstück zu Liebig's „Einführung in das Verständnis der Materie.“ Die dort der Leser angeleitet wird, sich selbst ein Urteil über Kunstwerke zu bilden, so wird ihm hier das Verständnis eines der größten italienischen Meister erschlossen, der von einer erstaunlichen Fülleigkeit auf mehr als einem Gebiete Bedeutungsvolles leistete. Bd. 21, „Deutsche Dichter der Neuzeit“ von H. Balbain gibt nicht nur eine Darstellung der Lebensumstände der Dichter und ihrer künstlerischen Entwicklung, sondern bietet auch so zahlreiche Proben ihrer Dichtung, daß die Sammlung zugleich als eine hülfreiche deutsche Lektüre angesehen werden kann. Sie reicht von der Dichtung und Wäbe über Schiller, Goethe und Ludwig bis zu Storm und Noabe, reich durch Goethe'seiler und G. F. Meier ergänzt und abgerollt durch eine Darstellung der plattdeutschen Literatur in ihren Hauptvertretern Frh. Reuter, Klaus Groß und John Hinmann. Bd. 22, „Der Staatsgedanke großer Denker“ von Paul Dr. phil. Manutche gibt eine Darstellung von der Auffassung des Staatsgedankens, den große deutsche Denker u. a. Kant, W. v. Humboldt, Fichte, Schelling und Hegel hatten. Auch die Entwicklung des Staatsgedankens in der Zeit vor Kant wird beleuchtet. Bd. 23, „Deutscher Volks Glaube und Volksbrauch“ von Carl Clemm zeigt, wie heutiger Volks Glaube und -brauch auf alte und älteste Urbrünge zurückgeht und knüpft so die Gegenwart an die Vergangenheit voller Hoffnung auf eine neue Zukunft unseres Volkes. Dieser Band ist auch Bd. 24 in dem Dr. Th. Rumpff zeigt, worauf die körperliche Gesundheit beruht und wie sie zu erhalten ist.

WEG im Walde. Von Emmy Landmann. Mit Bildern von Kurt Böttcher. Verlag Dissenstadt & Zellwimer, Nürnberg.

Mit diesem „WEG im Walde“ hat der Verlag sowohl bezüglich der Knappheit und doch inhaltreichen Werke als auch bezüglich der künstlerischen Illustrationen für die Kinderwelt wieder ein ausgezeichnetes Buch gebracht. Das Buch wird sich sicher viele Freunde im Kreise der WEG-Schüler erwerben. Die Verlagsart ist nicht nur eine Künstlerin, sondern auch eine hervorragende Pädagogin.

Paul Klamer, Lieber, J. C. C. Reudart, Leipzig. — D. p. 7. Sechs Lieber im Volkston (in einem Heft). Die Zeichnung „im Volkston“ ist nur mit Vorbehalt anzunehmen. Dafür ist im allgemeinen in die Begleitung zwei hinein, was der Eigenart des Volkstheaters nicht entspricht, vor allem die weiche Chromatik, die auch die Melodiebegleitung beeinflusst hat. Um schlechten Wert als „Volkstheater“ (S), dessen leicht verdaulicherer Ton dem Liebe nicht ansteht. Schön empfunden ist das „Abendged.“ Auch „Seht ein Volkstheater“ ist in seiner natürlichen Natürlichkeit gut gelungen. Das „Ja, das“ über „Seht“ sollte lieber nicht in dem Heft stehen; das ist kein Volkston, sondern lässlicher Bildschere Salonstil. — D. p. 9. Drei Lieber. Gefällige, dankbare Gesänge, dazu im Klavierfeld geschickt und langvoll, „Schneltritten in der Wiege“ trifft die Märchenstimmung auch sehr hübsch ist das graziöse „Eternität“ und „Seliges Sämen“ gerührt durch die naturhistorische Tonmalerei des Klaviers besonders reizend. — D. p. 12. Jan's Lieber. Aus dem Kreise weicher Stimmungen hebt sich das dritte „Erwartung“ kräftig heraus, vielleicht das wertvollste und eigenartige dieses Pops. Der duntle, balladische Ton entspricht dem Gedichte Altonens. Von den übrigen sei die „Heide nach“ (Wilmers) empfehlend erwähnt.

Dr. H. Kleemann

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Fernruf 4526 u. 1436
Gr. Ulrichstraße 63.

als Reifeerscheinung hatte es da nicht immer ganz leicht für Muttchen war man nie vorsichtig genug.

Der Berliner D-Jug, an den der Danziger in Dirchen Anschluß gehabt, hatte die beiden abends gebracht. Morgens war der Brief von Frau Raab in Joppot eingetroffen. Mittags haben Eterich schon in der Wahr. Muttchen hatte nicht Ruhe, nicht Schlaf.

Nun waren sie hier.

Muttchen war stahllich und fein... mit dem hübschen Winterkapphutchen, auf dem die schwarze Samthülle lichte. lichte... im Luchsmantel... den Elfenkragen von dem Hals... Haltung und Gesichtsausdruck lacht — ernst...

Lieschen — der liebenswürdige Reifeerscheinung — mit dem netten grauen Frühjahrskostüm — auf dem Brauhaar den Teutener aus erzieherischen Stroh... in ihrem Gesamtindruck gegenüber Muttchens aufrechtem Ernst mehr das freudliche ausgleichende Element.

So — nun würde man sein.

Je näher Muttchen am Ziel — je länger und ängstlicher flopte ihr Herz.

Ueber Königsberg fiel der Abend mit grau-schwarzem Neg. Elektrische Lichter in den Straßen flammten auf. Hier — dort. Die Mittelschichten Holzweienstraße lag fast dunkel — abseits und still.

Frau Raab — die die Fingerringe hörte — empfing. Wühte zunächst nicht von. Dann aber, als Muttchen den Namen nannte, dackerte und dienerte sie auf höchste Art. „Aber nai... die gnädige Frau Rama... und schon.“

In Kurt's Wohnzimmer war es heute ungeschicklich — laut. Frau Raab hatte nicht geistigt. Warum denn auch? Sie sucherte jetzt in tauskend Verlegenheit hin und her. Ordnete mit zitterigen Fingern hier und dort. Hätte sie nur gehabt, daß schon heut... Nai... Morgen ja... Morgen hätte sie wohl gehabt.

Sie fand sich aus tausend ihrer verdrehten Redensarten gar nicht mehr heraus.

(Fortsetzung folgt.)